sie Mühsse zu erwarten haben. Sie tragen ein großes Verlangen nach Zucker oder Süßigkeiten. Nichts aber hilft ihnen mehr, ist ihnen zuträglicher, als gerade der Honig, der schon durch sein liebliches Aroma von allen Süßigkeiten bevorzugt wird.

Das Idealweib

In einem interessanten Werk „Intime Gesellschaftsbriefe des 18. Jahrhunderts", das in England erschienen ist, findet man ein nach damaligen Begriffen ideales, weibliches Wesen geschildert. Ob es solche Idealgestalten wirklich gegeben hat, ist zu bezweifeln. Doch soviel steht fest, daß die Frau, auf die jene Schilderung zutrifft, auch heute noch als Inbegriff weiblicher Vollkommenheit gelten würde. In dieser Beziehung hat die Mode in ihrem wechselvollen Lauf während eines Jahrhunderts absolut nichts geändert. Es handelte sich darum, eine geeignete Lebensgefährtin für den jungen Herzog von Hamilton, den Sohn des Herzogs von Argyll, zu finden. Der Philosoph Dr. Moore, der den jugendlichen Aristokraten auf einer „großen Europareise" begleitete und beständig von der Furcht gepeinigt wurde, sein temperamentvoller Schützling könne sich unrettbar in eine nicht zu ihm passende Dame verlieben, entwarf jene Schilderung eines idealen Weibes, wie er es dem Herzog wünschte. „Eine schwache, charakterlose Frau", schrieb Moore an die Herzogin von Argyll, „würde Ihr Sohn, und wäre sie schön wie ein Engel, nach kaum sechs Wochen verachten. Die geringste Koketterie würde ihn beleidigen und unglücklich machen, denn er ist eifersüchtig von Natur und hat zu hohe Begriffe von weiblichem Dekorum. Ein hochmütiges und kapriziöses Weib aber müßte er bald verabscheuen, und in dem einen wie in dem anderen Falle würde er die ihm Angetraute schließlich vernachlässigen oder ganz verlassen. Wahrhaftig glücklich kann der Herzog nur mit einer Frau werden, die folgende Eigenschaften besitzt: Sie muß gesund, schön und pflichtbewußt sein. Elegant und bescheiden zugleich in ihren Manieren, ist es selbstverständlich, daß sie in der Unterhaltung mit Herren die strengste Reserve beobachtet. Sie muß geistvoll und witzig sein, doch darf sie sich nicht damit hervortun und vor allem niemals zeigen, daß sie besser unterrichtet ist als ihr Gatte. Wohltätig und menschenfreundlich soll sie sich geben und einen klugen Ehrgeiz bekunden in dem Wunsche, ihren Gatten ein wichtiges Amt im Staatsdienst einnehmen zu sehen. Wahrer Freundschaft und treuer Liebe muß sie fähig sein, doch darf sie ihrem Manne nicht zu viel von der letzteren offenbaren, da sie ihm dann leicht unbequem werden könnte." K. A.

Kann die geistig arbeitende Frau Gattin und Mutter sein?

Diese Frage schneidet Dr. Alice Seiffert in Nummer 41 des Daheim an. Sie ist in unserer Zeit, in der die Frauen ins Berufsleben gedrängt werden, sehr wichtig. Und es ist lehrreich, eine selbst geistig arbeitende Frau hier aus der Praxis reden zu hören. Wir geben unseren Lesern folgende Auszüge aus diesem Aufsatz: „Statistiken haben festgestellt, daß ein hoher Prozentsatz der studierten Frauen verheiratet ist, und daß unter diesen über die Hälfte Mütter geworden sind. Bei der allgemeinen Abnahme des Kinderreichtums in den sozial besser gestellten Schichten muß man dieses Verhältnis sehr günstig nennen. Vor einigen Wochen hatte ich Gelegenheit, in einer nur von Akademikerinnen besuchten Gesellschaft Frauen, die in allen Arten von wissenschaftlichen Berufen arbeiten, über ihre Betätigung im Beruf und über ihr häusliches Leben berichten zu hören. Alle 25 Anwesenden standen im Alter zwischen 28 und 30 Jahren; von ihnen waren 20 verheiratet, und 12 von diesen 20 hatten Kinder. — — Es wird oft gesagt, die geistig arbeitende Frau wäre nicht zur Hausfrau geeignet. Das ist falsch, denn die Frau, die Arbeit um ihrer selbst willen zu leisten gelernt hat, kann keine Art von Arbeit verachten. Darum ist es ein Irrtum, anzunehmen, daß geistig Arbeitende sich zu gut erscheinen könnten für häusliche Tätigkeit. Es gibt viele Aerztinnen und Zahnärztinnen, die nur nachmittags praktizieren, weil sie am Vormittag mit ihrer Hausarbeit beschäftigt sind, um Mann und Kindern ein gemütliches Heim zu schaffen. Will man das geistigen Hochmut nennen? Wird eine wirklich gebildete Frau je auf ihre Kenntnisse eitel sein und dadurch das Zusammenleben mit ihrem Mann erschweren? Die wahrhafte Bildung macht bescheiden. Wer seiner Kenntnisse auf einem Gebiete der Wissenschaft sicher ist, braucht nicht mit Halbverstandenem zu prahlen, um sich eine Stellung in geistig hochstehenden Kreisen zu verschaffen." — Es ist erfreulich, daß der wirklich sehr lesenswerte Aufsatz die Frage mit einem kräftigen „Ja" beantwortet.

Aus dem Engen und Weiten

Das unbeschriebene Blatt.

In einer Pariser Schule stellt die Lehrerin ihren kleinen Schülern die Aufgabe: „Mit einer Zeichnung ist auszudrücken, was jeder von euch sich für die Ferien wünscht." Die kleine Marcelle ist die einzige, die ein weißes Stück Papier abliefert. Aengstlich hörte sie die unvermeidliche Frage der Lehrerin: „Was? Du wünschest Dir nichts?" Beklommt antwortet sie: „Doch . . . Ich wünsche mir, zu heiraten . . . . Aber ich . . . . ich kann's nicht zeichnen."

Revolution im Frauenasyl.

In einem englischen Greisinnenheim dessen Insassen sämtlich das 60. Lebensjahr überschritten haben, brach kürzlich ein Aufruhr aus, weil die Forderungen der alten Frauen nicht bewilligt werden sollten. Diese Forderungen waren folgende: Es sollte der Besuch von Tanzabenden eingeführt werden. Es sollten Grammophonplatten mit modernen Tänzen angeschafft werden. Es sollten die neuen Tänze im Asyl gelehrt werden. Es sollte ein Friseur gerufen werden, um den alten Damen Bubiköpfe zu schneiden. Es sollte das Tragen ausgeschnittener Kleider und kurzer Röcke gestattet werden. Da die Leitung des Asyls fest blieb, traten die alten Frauen in den Hungerstreik. So sah sich die Direktion schließlich gezwungen, nachzugeben und die Forderungen zu bewilligen. Sollte es sich vielleicht um die neuzeitliche Umwandlung des Märchens von der Altweibermühle handeln?

Spiele der Kinder.

Der Dichter Jean Paul nimmt in mehreren seiner Werke Stellung zu erzieherischen Fragen. Im Zusammenhang behandelt er sie in der „Levana oder Erziehungslehre". Mancher Gedanke aus diesem Buche erscheint so modern und für heute noch so wichtig, daß öfter daran erinnert werden sollte. So scheint es durchaus zeitgemäß, sich zu vergegenwärtigen, was Jean Paul über die Spiele der Kinder sagt. Die Spiele machen das Kind heiter, geben ihm die Freudigkeit, die Wärme, die es zum Gedeihen braucht. Vor allem die Spiele, in denen es selber handelt und gestaltet. Das sind wieder zuerst die Spiele mit den Spielsachen. Was erheitert denn das Kind dabei? Das freie Schaffen seiner Phantasie. Aus einem Stück Holz, aus einem Baustein hunderterlei zu machen, mit einem Spielzeug die verschiedensten Rollen darzustellen, das Tote zu beleben. Kauft euren Kleinen nicht komplizierte Dinge, die sie nur ansehen, oder „loslassen" können, sondern einfache Sachen, mit denen sie wirklich spielen können, und erst für größere Kinder bessere Spielsachen, die sie auch verstehen.

Ratschläge und Winke

Strohhüte aufzufrischen.

Bei vorgeschrittener Sommerszeit sind die Strohhüte unscheinbar geworden, haben ihren Glanz verloren. Man kann dem abhelfen, indem man die Hüte, nachdem man sie vorher ordentlich vom Staub gereinigt hat, mit einem in Oel getauchten Läppchen tüchtig abreibt.

Handschuhe zu waschen.

Gewöhnliche waschlederne Handschuhe werden am besten in lauer Seifenbrühe gewaschen; dänische Handschuhe dagegen werden einige Stunden in kaltem Flußwasser eingeweicht, dann wie gewöhnlich in lauwarmem Seifenwasser gewaschen, bis sie rein sind und nicht ausgewrungen. Hierauf werden sie 24 Stunden lang in ein zu verschließendes Gefäß mit starkem Weingeist gelegt, dann aufgehängt, und im Schatten an der Luft getrocknet. Glacierte Handschuhe von dünnem Leder wäscht man in kaltem Regenwasser so lange aus, bis dasselbe ungefärbt abfließt, und läßt sie trocknen. Hierauf vermischt man einige Eidotter mit etwas süßem Mandelöl, reibt die Handschuhe dann recht gut durch, zieht sie über ein Formenholz, und läßt sie in Papier geschlagen an der Luft trocknen.

Das Springen von Gläsern zu verhüten

läßt sich durch eine einfache und alte Methode erreichen. Man stellt das Glas mit kaltem Wasser aufs Feuer, läßt es eine kleine Weile kochen und dann mit dem Wasser erkalten. Gläser, die so behandelt sind, halten gewöhnlich länger. Früher wurden die Lampenzilinder auf diese Weise behandelt.

Tintenflecke fortwischen.

Es ist überraschend, daß sich die meisten selbst bei täglichen Dingen nicht zu helfen wissen. So ist es eine alte Weisheit, daß man Tintenflecke, die beim Schreiben entstehen, sofort mit einem nassen Lappen fortwischen kann. Aber man muß sofort, ehe die Tinte eingezogen ist, dieses Verfahren anwenden. Die Stelle trocknet und man wird finden, daß vom Tintenklex nichts zu sehen ist.

Ist man von einer Biene gestochen worden,

so fasse man den Stachel nicht mit zwei Fingern an, um ihn zu entfernen, sondern man kratze ihn mit dem Fingernagel heraus. Am Stachel hängt das Giftbläschen, daß sich sofort in die Wunde ergießt, sobald man den Stachel mit zwei Fingern anzufassen versucht.

Obstflecke von den Händen zu entfernen.

Beim Schälen von Obst und Kartoffeln werden die Finger schwarz, was durch Berührung der scharfen Säure mit der Messerklinge verursacht wird. Reibt man die Flecke mit der Innenseite der Obst- oder Kartoffelschale, so verschwinden sie.

Schwaben- und Russenkäfer zu fangen.

Man verhüllt ein hohes Glas außen mit einem Tuche, um den Tieren das Emporklettern zu erleichtern, und füllt dasselbe bis zur Hälfte mit süßem Wasser und geriebenen Kartoffeln. Die Insekten fallen in die Flüssigkeit, Aus der sie wegen der Glätte des Glases den Rückweg nicht mehr antreten können.

Um Messing eine weißliche Politur zu verleihen

tränke man feinsten Schmirgel mit Stearmöl und reibe damit das Metall tüchtig ab. Dann mit weichem Tuch nachreiben.

Gehäkeltes Zwiebelnetz.

Das Aufbewahren von Zwiebeln geschieht am besten in Netzen, damit die Luft durchziehen kann und die Zwiebeln vor Eintrocknung bewahrt bleiben. Solche Zwiebelnetze lassen sich leicht häkeln und kosten nicht viel, weder an Zeit noch an Material. Man biegt einen starken Draht über einem Topfe zu einer Rundung von etwa 12—15 cm und schließt den Kreis fest zu mit Hilfe einer Drahtzange. An diesen Reifen häkelt man rundherum ein einfaches lichtes Muster aus kräftiger Baumwolle und wiederholt dies so oft, bis die gewünschte Länge des Netzes erreicht ist. Unten wird die Breite abgenommen und das Netz durch einen eingesetzten Stern geschlossen. Zum Aufhängen dienen 3 oder 4 etwa 20 cm lange feste Luftmaschenschnürchen, die einerseits am Drahtkreis in gleichen Entfernungen befestigt, andererseits oben zusammengehäkelt werden. Einige kleine Quasten geben dem Netz noch eine gefällige Verzierung.

Tapeten,

welche in Herrenzimmern oder anderen Räumen vielem Rauch oder Dunst ausgesetzt sind, daher leicht schwärzen oder schmutzen, kann man vor oder nach dem Tapezieren leicht waschbar machen, wenn man dieselben auf folgende Weise präpariert: Zwei Teile Borax und zwei Teile Schellack löst man in 24 Teilen Wasser und seiht die Lösung durch ein feines Tuch, mit derselben werden die Tapeten überzogen und nach dem Trocknen mit einer weichen Bürste glänzend gerieben. Dieselben erlauben dann das Abwaschen, ohne daß sich die Farben lösen oder verwischen würden.

Neue Kochtöpfe.

benutze man anfangs nicht zum Kochen von Gemüse oder Suppen, da die Speisen leicht einen Beigeschmack bekommen trotz vorheriger gründlicher Reinigung des Gefäßes. Man koche jedoch einigemal Kartoffeln in der Schale darin, die den eigentümlichen Geschmack nicht annehmen.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: P. A. Sanz, Altena.

Frauen-Zeitung

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 28 Altena, den 12. Juli 1927

Frauenpsychen

Zum Fall Grosavescu.

Von Lucie Wagener.

Fast gehört es in der Gegenwart zu den Alltäglichkeiten, daß irgendwo ein Mensch einen anderen niederschießt. Unsere Zeit ist — Gott sei's geklagt — so überreich an Sensationen, daß wir uns gewöhnt haben, über sie hinwegzuschreiten, als stünde hinter ihnen nicht oft genug eine unerhörte Tragik. Eine Frau — nicht eine Frau aus dem Volke, sondern aus der Gesellschaft — erschießt ihren Mann und bekennt vor Staatsanwalt und Geschworenen, daß sie keine Reue empfindet, da sie sich nicht schuldig fühlt und — diese Frau wird freigesprochen.

Die Tat geschah aus Eifersucht, schrieb die Presse. Der Prozeß in seinen Einzelheiten hat diese Behauptung doch wesentlich entkräftet. In der Angeklagten finden wir eine Frauennatur, deren Kompliziertheit ein ganz klares Urteil zur Unmöglichkeit werden läßt. Eine bis ins Krankhafte gesteigerte herrschsüchtige Anlage, die — in zwei Ehen — in einem Maße sich durchzusetzen verstand daß diese Seite ihrer Natur ihr endlich zum Verhängnis wurde. Kann man von Liebe bei einer Frau sprechen, wenn diese Liebe dem Mann zur Fessel wird? Kann man es Liebe nennen, die dem Manne zum Aufstieg verhelfen will, um ihm schließlich zum Hemmnis zu werden? Ist es Liebe, die — um nicht mit andern teilen zu müssen — vor einem Morde nicht zurückschreckt? Und so bereitete sich die Katastrophe langsam vor. Nach der Urteilsverkündung brach das Publikum in Beifallsstürme aus, auf der Straße dagegen löste das Urteil Pfuirufe aus, schrieben die Zeitungen: das gesunde Empfinden eines noch unverbildeten Volkes wehrt sich gegen die Freisprechung dieser Frau. Durch ihre Richter in unverständlicher Milde freigesprochen — durch ihre Tat um so furchtbarer gestraft. Klarheit über Schuld oder Unschuld dieser Frau haben die Verhandlungen nicht gebracht, und wenn die Angeklagte ihren Aussagen die Worte voranstellte: „Der Ausgang des Prozesses ist mir gleich, ich will nur, daß die Wahrheit ans Licht kommt!", so ist nach den Widersprüchen in den Zeugenaussagen dieses Bestreben zwar zur Phrase geworden, gleichwohl überrascht aber bei der Schwere der Schuld die unerhörte Kühnheit dieser Forderung.

Bezeichnend ist, daß diese Frau eigentlich keinen Fürsprecher hat als ihren Vater und — allenfalls noch — auch das ist bezeichnend — ihren ersten Gatten, den sie verließ, und der ihr, trotzdem auch er sie als Fessel empfand, ungeachtet jener furchtbaren Geschehnisse sein Haus heute nicht verschließen würde. Aeußerlich zusammengebrochen, nur noch ein Schatten ihrer selbst — im Innern heute noch von der unbeugsamen Härte und Entschlußkraft, so steht Frau Grosavescu vor uns da, in den Widersprüchen ihrer Natur ein Rätsel, vielleicht sich selbst ein Rätsel. Und sie — die andere, die Rivalin, die stolzen Hauptes den Gerichtssaal verlassen darf, da ihr Handeln nicht unter das Strafgesetz fällt — wieviel von der Schuld, die Frau Grosavescu auf sich geladen, mag sie selber treffen? Bei einer Veranlagung, die derjenigen der Frau Grosavescu stark verwandt erscheint, mußte sie die notwendigen Konsequenzen ihres Handelns voraussehen. Doch mit dem gleichen unheilvollen Zielbewußtsein schritt sie weiter auf ihrem Wege, ungeachtet der vor ihr sich auftuenden Gefahr. Beide Frauen — und das ist nicht überraschend — halten fest an ihren einander widersprechenden Aussagen. Niemals wird die Wahrheit ans Licht kommen, denn der Einzige, der vielleicht Aufschluß geben könnte, schweigt für immer.

Wir wissen, daß unmittelbar nach Abschluß des Grosavescu-Prozesses — gewissermaßen in ursächlichem Zusammenhang mit diesem — ein anderer Mord geschah. Nur daß diesmal die Frau, in hemmungslosem Sichauswirken ihrer Natur, nicht selbst die Mordwaffe führte, sondern — größte Tragik des Schicksals — einen anderen, vielleicht Unschuldigen, zum Verbrecher werden ließ. Noch ganz unter dem Eindruck der Verhandlungen im Grosavescu-Prozeß hat diese Frau sich das Recht zugesprochen, ihren Mann, über den sie keine Macht zu haben glaubte, zu beseitigen. Abgesehen davon, daß für Frauen ihres Temperaments der Gerichtssaal einfach verschlossen bleiben sollte, da hier nicht zum ersten Male erwiesen wurde, welche suggestive Kraft eine Gerichtsverhandlung auf gewisse Naturen auszuüben imstande ist — abgesehen davon ist diese Zwiespältigkeit in der Wesensart jener Frau, ihre zügellose Entschlossenheit neben einer geradezu naiven Auffassungsart, ein Rätsel.

Alle drei Frauen gleichen in ihrer Anlage einander. Und wie viele leben neben ihnen, die — in ähnlicher Situation — ähnlich handeln dürften!

So können wir nicht umhin, zu fragen: Ist es nicht ernstlich an der Zeit, daß die Frauen sich wieder auf sich selbst besinnen?

Das Stammbuch

Von Ella von Cornberg.

Welch eine Fülle von Anmut, von Poesie, ja auch von Sentimentalität liegt in der Idee: ein Stammbuch führen, — wen man lieb hat oder hoch schätzt, den bittet man seinen Namen einzutragen, sich selbst zum Gedächtnis, dem anderen zur Freude, und einen guten, sinnvollen Spruch oder Vers dazu, als Geleitwort für den Freund und gleichsam als Photographie des eigenen Innern.

Sind die Jahre verweht im Verlauf der Zeit, ist mancher längst nicht mehr unter uns, ist vielleicht sogar die Erinnerung an diesen oder jenen Menschen, der den Lebensweg kreuzte, verblaßt: das Stammbuch läßt jede in ihm verzeichnete Persönlichkeit vor dem geistigen Auge neu erstehen. So war der Sinn des Stammbuchs das Ausprägen der Eigenart des Schreibers; so war der Zweck, dieser Eigenart eine gewisse Unvergänglichkeit zu verleihen, Treue und Anhänglichkeit zu pflegen.

Drei Stammbücher aus drei verschiedenen Jahrhunderten liegen vor mir. Das erste zeigt Jahreszahlen zwischen 1750 und 1820. Pompöse Wappen, dem damaligen Zeitgeschmack entsprechend blicken mich an, vergilbte Silhouetten mit scharfen Profilen und mächtigen Frisuren erzählen von alten Sitten, und ein leichter Lavendelduft schlägt mir aus den alten Blättern entgegen. Krause Handschriften mit verschnörkelten Buchstaben haben zierlich ihre Verse auf die Blätter gemalt.

Der Wahrheit die Stirn, dem Freunde die Brust! (1800.)

Wer glücklich leben will, der lebe so wie ich,
Er liebe jedermann u. bleibe doch für sich (1753.)

Die Redlichkeit, die wird gewiß am längsten gelten, warum? die Welt gebraucht sie selten. (1754.)

Heil dem Krieger, der als Sieger nie vergißt,
was der Mensch dem Menschen schuldig ist. (1813.)

Alles, was die Leute verdreußt, das treib ich,
und wo sie mich nicht gerne sehen, da bleib ich. (1760.)

Viel Lebensweisheit, viel Gemütstiefe und viel Humor steckt in diesen alten Sprüchen! Dies war das vorvorige Jahrhundert . . .

Und nun einige Proben aus der Jugend der jetzigen Alten, also aus dem vorigen Jahrhundert, aus den Jahren 1870 bis 1900.

„Ringe viel mehr zu sein, als zu haben —
Ein Augenblick raubt dir oft was du hast.
Was du bist, nimmt dir die Ewigkeit nicht!"

„Ziehn auch Wolken weit und weiter um den kleinen Erdenball,
Ist in dir der Himmel heiter, o dann ist er's überall."

„Ist das Wort der Lipp' entflohn,
Du ergreifst es nimmermehr,
Fährt die Reu' auch mit vier Pferden
Augenblicklich hinterher."

„In der Jugend lerne gehorchen, dann hast du als Mann einen Willen und versteht zu befehlen!"

Auch die Sprüche zeigen viel Lebensweisheit und Gemütstiefe:

„Unter einer Schülermütze
Schmeckt ein Kuß wie Hafergrütze,
Unter einem Herrenhut
Schmeckt er noch einmal so gut."

„Wenn die Liebe nicht wär, wär der Kinderwagen leer."

„Unsere Freundschaft, die soll wurzeln,
bis wir in die Gräber purzeln."

„Hab Gott im Herzen, einen Burschen im Arm,
Das erste macht glücklich, das zweite macht warm."

„Wenn zwei sich küssen,
wird die Mutter rausgeschmissen."

Um die gewiß ernst gewordenen Gesichter meiner Leser wieder etwas aufzuheitern, schließe ich diese Blütenlese mit der drolligen Zweckerklärung des Stiefels: „Der Stiefel ist ein Instrument, mit dem man auf den Bummel rennt."

Wenn wir nun die vorstehenden Verslein, die ganz gewiß ein Bild ihrer Zeit darstellen, miteinander vergleichen, so stellt sich uns doch ein recht trostloses Bild des Geschmacks unserer modernen Jugend vor die Augen — die heutigen Gedenksprüche — es muß gesagt sein — atmen einen Hang zum Unschönen und Obscönen. Wir wollen hoffen, daß dies doch nur Ausnahmen sind, und daß sich in manchen Poesiebüchern noch wahre Poesie finden mag. Unwillkürlich drängt sich die Frage auf: ist ein Teil unserer Jugend wirklich so im moralischen Abstieg begriffen, daß sie kein Verständnis mehr hat für reine Empfindungen und edle Worte? Und wenn dem so ist, liegt allein bei der Jugend die Schuld? Kann man überhaupt jemand verantwortlich machen für etwas, für das ihm das Verständnis mangelt? Es wäre unrecht und ungerecht, diese Frage zu bejahen und ein großer Teil von Schuld an dem schlechten Inhalt des Stammbuchs trifft die Eltern und Erzieher.

Würden sich die Eltern mehr um den Verkehr ihrer Kinder kümmern, unauffällig diesen überwachen und die besten Freunde und Vertrauten ihrer heranwachsenden Jugend sein, so würde durch unmerklichen Einfluß nach und nach jeder schlechte Ton verschwinden, sowohl in Gesprächen wie in schriftlichen Ergüssen! Ein gutes Beispiel ist das beste Mittel hierfür; nicht viel reden, sondern handeln! Man vermeide schlechte Lektüre und das Herumliegen von nicht einwandfreien Büchern, das Singen und Spielen von leichtfertiger Musik, in erster Linie der sogenannten Schlager mit ihren meist zweideutigen Texten. Die Jugend singt sie erst unbewußt, es findet sich aber immer einer oder eine, die mit einem gewissen verstehenden Lächeln den tieferen Sinn hervorholt. Aufklärung über gewisse Dinge des Lebens ist für unsere Zeit notwendig und richtig, und ein Geheimnis um natürliche Dinge zu machen, bezweckt nur Neugier, die sicher auf falschem Wege Aufklärung sucht, aber daß dieser Wunsch nach Wissen auf die richtige Weise erfüllt wird, nicht irgendwie und durch irgendwen, ist Pflicht von Eltern und Erziehern.

Eine weitere Pflicht der Eltern ist es, ihre Kinder auch vor schlechten Kinostücken zu hüten. Kann man sie nicht vom Besuch zurückhalten, so gehe man mit und spreche darüber — dann wird das Gift unwirksam.

Eine weitere Bedingung für den elterlichen Einfluß ist, daß die Zusammenkünfte und Veranstaltungen der Jugend sich wieder innerhalb

Firmenschild und Wiege

Skizze von Grete Massé

Im Büro taten sie, als ob sie nur Kollegen wären wie die anderen. Es war besser so. Ein Brautpaar im Büro ist zum mindesten der Gegenstand von Witzen und Geschwätz. Verlobte oder verliebte Leute wurden nicht gern gesehen. Der Prokurist und der Inhaber hätten vielleicht geglaubt, sie wären minder pflichteifrig als bisher.

Erst wenn sie sich weit außerhalb der Stadt befanden — und auch nur dann, wenn es dunkel war — gingen sie Arm in Arm. Draußen — in der Natur, in der sammetweich niedersinkenden Stille — waren sie nicht mehr der Büroangestellte Hainzinger und die Maschinenschreiberin Melanie Pabst, da waren sie Rudolf und Melanie, zwei junge Menschen voll Eigenleben und Zukunftshoffnung.

Da stand eine Bank am See, auf der sie gerne saßen. Hier in der Einsamkeit schlang Rudolf den Arm um Melanie, und sie legte den Kopf mit dem glatten, braunen Haar an seine Schulter. Ihre Hand lag in seiner, und er drehte spielend den Ring an ihrem Finger, den Goldreif mit der kleinen Perle. Er hatte Melanie diesen Ring zum Weihnachtsfest geschenkt. Sie freute sich damals darüber, aber ein wenig hatte sie auch gescholten. Sie wollten doch sparen. Bevor nicht Rudolfs Schulden abgezahlt waren, konnten sie an eine Ehe nicht denken. Das eigene Heim lag noch in weiter Ferne.

Aber wenn sie am See saßen und in das spiegelnde Wasser sahen, erblickten beide ein Zukunftsbild, wie sie es sich erträumten. Rudolf sah ein Firmenschild mit seinem Namen, ein Büro oder einen Laden, in dem er Herr war und nicht ein Untergebener. Melanie sah durch die Gläser des Kneifers ein anderes Bild. Da war ein Haus, ein kleines Haus nur, vielleicht auch nur ein altes, baufälliges Haus, winzig, mit schmalen Fensterchen, vielleicht auch mit einem Strohdach, aber doch ein eigenes Haus. Um dieses Haus lief viel Federvieh. Eine Ziege streckte den Kopf über den Zaun. Ein schöner, großer, treuer Hund lag ausgestreckt auf der Schwelle. Und dann war da noch etwas, das sich bewegte und leise schaukelte. Das Blut stieg hell und zartrot in Melaniens schmale Wangen. Und sie nahm den Kneifer von der Nase und putzte ihn, denn seine Gläser waren so angelaufen, daß sie die Wiege im Teich nicht mehr sehen konnte.

Eines Tages erschien eine neue Kollegin im Büro. Sie hieß Lotta Freege, war die Tochter eines wohlhabenden Kaufmanns und hatte das Verdienen nicht nötig. Ihr Vater besaß ein gutgehendes Geschäft. Aber sie wollte sich betätigen. Ihr Fleiß und ihr Betätigungsdrang seien außerordentlich, sagte sie. Das mochte stimmen. Der Drang dazu war da. Eifrig lief sie im Kontor hin und her, um sich Arbeit zu verschaffen. Leider hielten die Kenntnisse mit diesem Betätigungsdrang nicht recht Schritt. Sie war flüchtig und leicht ermüdet. Ihre Rechnungen mußten berichtigt werden. Ihr Stenogramm konnte sie selbst kaum lesen und ergänzte es dann durch Zusätze, die ihrer Phantasie alle Ehre machten, den Zwecken der Firma jedoch weniger dienlich waren. Aber man ließ bei ihr durchgehen was man bei einer anderen gerügt hätte. Man sah: das war ein großes, grenzenlos verwöhntes Kind, das immer seinen Willen bekommen hatte und das alles erreichte, was es ersehnte, sei es mit Schmeicheleien oder mit Trotz und Schmollen. Die Bürogestrengen drängten den Tadel, den Lotta Freege verdient hätte, zurück, wenn sie in das runde Gesichtchen mit den großen, braunen, erstaunten Augen sahen, umflimmert von dem kurzen, dunkelblonden Wuschelhaar. Und man hielt auch mit der Rüge deswegen zurück, weil der wohlhabende alte Freege in Kaufmannskreisen eine bekannte Persönlichkeit war und weil man sich sagte, die Laune seiner Einzigen, Büroangestellte in einem fremden Geschäft zu sein, werde bald verflüchtigen. So oder so. Entweder sie bekäme den Beruf bald satt und hänge ihn an den Nagel, oder aber irgend jemand heirate die kleine Freege und mache sie dadurch für das Feld der kaufmännischen Arbeit ungefährlich.

Und jemand heiratete allerdings die reiche kleine Freege. Das kostete das Glück eines Herzens und den Liebes- und Muttertraum einer Frau.

Es hatte sich da etwas angesponnen zwischen dem stattlichen jungen Hainzinger und der Lotta Freege, ohne daß irgend jemand recht gewußt hätte, wie es begonnen und wie es sich fortgesetzt. Selbst Melanie war es trotz ihres scharfen Kneifers entgangen. Lieber Himmel, die kleine Freege schwärmte eben ein wenig für den schönen Rudolf. Das hatten schon viele getan. Aber keiner war es gelungen, ihr Rudolfs Herz zu rauben. Sie hatten gemeinsam so viel Sorgen getragen, sie war ihm eine so ehrliche, opferbereite Freundin. Das band sie zusammen.

Melanie schöpfte auch dann noch kein Mißtrauen, als Lotta den Hainzinger in ihres Vaters Haus einlud. Durch diesen reichen Mann würde Rudolf vielleicht eine bessere geschäftliche Stellung finden, dachte Melanie. Man konnte gar nicht wissen, auf welche Weise die Verbindung mit diesem Kaufmann ihrem Rudolf nützlich sein könne. Sie, Melanie, war natürlich nicht eingeladen.

An solchen Abenden, wenn Rudolf bei den reichen Freeges weilte, saß Melanie allein auf der Bank am See. Sie rechnete und zählte und rechnete: Wenn sich Rudolfs Lage durch die reichen Freeges günstiger gestaltete, dann konnte man vielleicht das eine oder andere Wartejahr bis zur Heirat überspringen. Melanie lächelte in Zukunftsträumen und glaubte im Spiegel des Wassers das eigene kleine Haus mit Hund und Federvieh und der leise schaukelnden Wiege deutlicher zu sehen als je zuvor.

Auf einmal fiel es allen auf, daß Lotta blaß und unglücklich aussah. Und einmal brach sie mitten im Kontor in Tränen aus. Ihr Weinen, das durch den Raum klang, war ein ganz unbeherrschtes, richtiges Kinderweinen. Sie schien geradezu eine Lust daran zu haben, sich tüchtig auszuschluchzen.

Die Büroangestellten umstanden sie und wollten sie trösten. Aber sie griff nur nach Hainzingers Hand und drückte ihren Kopf fest an seine Schulter. Er wurde flammendrot; Melanie aber erbleichte. Sie nahm den Kneifer ab. Dies, nein dies wollte sie nicht sehen. Die Büroangestellten aber schmunzelten sich zu: „Donnerwetter, hat der Hainzinger ein Glück. Schwiegersohn vom reichen Freege möchte mancher werden . . .“

Nach diesem Tränenausbruch kam Lotta nicht wieder ins Kontor; es hieß, sie sei krank.

Und sie war auch wirklich krank. Der reiche schwache, gute Herr Freege saß neben ihrem Bett und stammelte verzweifelt: „Ich habe dir immer jeden Wunsch erfüllt. Alles sollst du haben, was du begehrst, aber dieses Mal kann ich dir nicht helfen. Bedenke doch, Kind! Der Mann ist verlobt mit einem braven ordentlichen Mädchen. Dem kann man doch nicht einfach den Bräutigam wegnehmen . . . .“

Da gebärdete sich Lotta wie eine Rasende. Und der Arzt, der herbeigeholt wurde, stellte schweres Fieber und seelische Erschütterung fest.

Dann kam es, wie es oft im Leben kommt. Der reiche, gute alte Herr Freege ging zu Melanie und stellte ihr vor, wenn sie den Mann wirklich liebe, so sei es doch ihre Pflicht, ihm nicht den Weg zum Glück zu versperren. Der Rudolf sei ja ein anständiger Mensch, wenn sie ihn nicht freigäbe, würde er Lotta nicht heiraten. Diese Heirat aber wäre sein Glück. Er, Freege, würde seinen Schwiegersohn sofort als Teilhaber ins Geschäft aufnehmen, und wenn er nicht mehr lebe — lang könne es doch nicht mehr dauern, denn er sei ein kranker Mann mit Aderverkalkung und Herzfehler, — dann sei Rudolf der alleinige Inhaber der Firma Hainzinger vormals Freege. Herr Freege sprach noch lange. Das Sprechen wurde ihm schwer, und mehrmals wischte er sich während der Unterredung den Schweiß von der Stirn. Aber schließlich war seine Mühe von Erfolg gekrönt. Er hatte den Schwiegersohn, den Mann, den sein verwöhnter Liebling begehrte. Den Scheck aber, den er für Melanie ausgeschrieben, hatte sie ihm stumm zurückgereicht, und niemals hat der reiche Herr Freege sich mehr geschämt als in jenem Augenblick, als dieses brave, arme, anständige Mädchen sagte: „Ich schenke, aber ich lasse mir nichts abkaufen . . .“

Die Jahre vergingen. Den alten Herrn Freege hatten seine Aderverkalkung und sein Herzfehler wirklich bald ins Grab gebracht.

Melanie saß noch manchmal allein auf der Bank am See und starrte durch die Kneifergläser in das Wasser, in dem sich einst Firmenschild und Wiege gespiegelt. Das Haus mit Hund, Federvieh und Wiege war versunken im kühlen Grund. Das Firmenschild aber prangte über dem großen Eckgeschäft, in dem Hainzinger jetzt der alleinige Inhaber war.

---

des Elternhauses abspielen, dann ist die Gewähr gegeben, daß sich Elemente, die nicht in den Verkehrskreis passen, zurückhalten und damit ist für den guten Ton schon viel gewonnen.

Eine gewisse Autorität der Eltern muß unbedingt wieder erlangt werden. Es liegt mir sehr fern, eine stillschweigende Unterwürfigkeit und unbedingte Abhängigkeit der Jugend predigen zu wollen, es ist gut, daß den Eltern die Augen dafür geöffnet sind, daß jedes Kind das Recht auf eigene Entwicklung hat; aber ebenso wie die Eltern Achtung bezeugen vor dem Wollen und Streben der Jugend, sollte auch diese den Ansichten der Aelteren und deren Erfahrung ihre Achtung nicht versagen. Es sei das ernstliche Streben aller Eltern, den Ehrenplatz in ihrem Stammbuch inne zu haben, das treffendste und warmherzigste Geleitwort an die Spitze zu stellen, dann werden auch die Stammbücher der heutigen Jugend wieder das werden, was sie sein sollen: ein anmutiges Spiel für jungfrohe Gegenwart, eine Stärkung für zukünftige ernste Tage, und ein erinnerungsfrohes Rückblicken für einsame Abendstunden des Lebens. —

Und blättert in den Stammbüchern unserer heutigen Jugend nach einem weiteren Jahrhundert vielleicht auch einmal ein Nachfahre, so möge er sich unseres Zeitalters nicht zu schämen haben.

Deutsche Eltern und Erzieher, dies zu erzielen ist eure Pflicht, versäumt sie nicht!

Die Korrespondenz auf Reisen

Bei der Korrespondenz auf Reisen müssen wir den Unterschied machen zwischen der Geschäftskorrespondenz, von deren prompter Erledigung meist der ganze Erfolg der Reise abhängt, und der Privatkorrespondenz auf der Erholungsreise. Von dieser soll hier die Rede sein. Wer kennt nicht die Spannung und Ungeduld, mit der in den Hotels und Pensionen der Briefbote von allen erwartet wird, die triumphierende Miene, mit der jeder seine Beute in Empfang nimmt. Wir erwarten Nachricht von den daheim gebliebenen Lieben, Antwort auf unsere Briefe und Karten. Von dem pünktlichen Eintreffen dieser Nachrichten hängt ein gut Teil unserer Erholung, unserer inneren Ruhe ab und um diese Nachrichten zu erhalten, müssen auch wir selbst Nachrichten geben. Unsere eigenen Nachrichten an unsere nächsten Angehörigen sollen auch möglichst ausführlich sein, um ihnen, denen alles, was wir tun und treiben, von Wichtigkeit ist, ein Bild zu geben von der Umwelt, in der wir unsere Erholungszeit verbringen. Wie aber steht es mit den Nachrichten an sonstige Verwandte und Freunde? Ein freundliches Gedenken, ein hübscher Ansichtskartengruß ruft Freude bei dem Empfänger hervor und wir können getrost eine Viertelstunde unserer Zeit auf der Erholungsreise dafür opfern, aber unrecht ist es, wenn an schönen Tagen, die uns in frischer Luft Erholung und Ausspannung von anstrengender Tätigkeit bringen sollen, diese Zeit dazu verwendet wird, um seitenlange Briefe zu verfassen. Briefe an Menschen, die wir daheim zuweilen länger nicht sehen, als die ganze Dauer unseres Erholungsaufenthaltes bemessen ist. Mancher hat die Angewohnheit, täglich einige Stunden auf Reisen dem Briefschreiben zu opfern. Mag man eine alte Briefschuld noch einige Zeit aufschieben, bis man auf der Erholungsreise die nötige Zeit dazu hat, mag man an Regentagen die Zeit mit dem Briefschreiben verbringen, aber wenn draußen die Sonne lacht, wenn wir in fröhlichem Wandern Auge und Herz erfreuen, unsere Glieder in weichem Moose wohlig strecken können und statt dessen über Papier und Feder gebeugt vor all der unwichtigen Schreiberei kaum ein Auge haben für alles Schöne rings umher, Berichte verfassen an Menschen, die flüchtig darüber hinweglesen, weil sie nicht das notwendige Interesse haben, so ist dies eine üble Angewohnheit, die man sich mit aller Energie abgewöhnen müßte.

T. S.

10 Gebote für die Sommerreise

1. Bemühe dich, deine beruflichen Sorgen zu Hause zu lassen.

2. Bewahre die Gemütlichkeit, auch wenn die Suppe nicht gleich nach deinem Erscheinen im Gasthaus auf dem Tische steht.

3. Nimm deinen Mitreisenden nicht die frohe Laune durch Schimpfen mit Wirt und Kellner.

4. Belästige nicht die Dicke anderer durch die Spuren deiner Mahlzeit im Freien, wie Eierschalen, Wurstabfälle, Butterbrotpapiere usw.

5. Störe nicht die Mittagsruhe deiner Mitbewohner durch Musizieren oder lautes Verhalten unmittelbar nach Tisch.

6. Stürme nicht gleich in den ersten Tagen zu sehr die Berge, sondern gewöhne dich langsam ans Bergsteigen.

7. Laß Blumen und Sträucher stehen; auch andere haben Freude daran.

8. Mache deine naturwissenschaftlichen Studien nicht an Käfern und Schmetterlingen, die sich ihres kurzen Lebens freuen.

9. Bilde dir nicht ein, daß du im Wagen und in der Eisenbahn unbedingt stets den besten Platz haben mußt.

10. Bedenke, daß deine Reisekasse auch noch den Anforderungen der Rückreise gewachsen sein muß.

K. G.

Sonnenbrand

Das gebräunte Aussehen gilt immer als Ausdruck der Frische und Gesundheit, und Gesundheit ist ja Schönheit. So ist es der Ehrgeiz vieler, besonders jugendlicher Menschen, eine recht gebräunte Gesichtsfarbe zu erlangen. Wo keine längere Erholungszeit zur Verfügung steht, soll dieses ersehnte Ziel in möglichst kurzer Zeit erreicht werden und oft muß schon ein kurzer Ausflug dafür herhalten. Unbarmherzig wird die Haut ohne jeden Schutz den sengenden Strahlen der Sonne ausgesetzt und besonders am Wasser oder auf dem Wasser ist die Wirkung eine erstaunlich schnelle. Geschieht dies aber in unvorsichtiger Weise, so stellen sich oft schlimme Folgen ein. Es bilden sich auf den so der Sonne ausgesetzten Stellen der Haut, sei es an Gesicht, Hals, Armen oder Beinen, große Blasen, die unerträgliche Schmerzen verursachen. Gehen diese Blasen auf, so können diese offenen Stellen infiziert werden und nicht selten zu Eiterungen führen. Es kann nicht dringend genug vor diesem Sonnenbrand gewarnt werden.

Das Einbrennen ist bei Wasserfahrten oder Wanderungen in der Sonne gar nicht zu umgehen, aber man sollte wenigstens die notwendigsten Vorsichtsmaßregeln anwenden, wenn man der prallen Sonne stundenlang ausgesetzt ist. Die Haut muß eingefettet werden, und zwar am besten schon vorher, unbedingt aber nachher, besonders wenn ein schmerzhaftes Jucken sich bemerkbar macht. Das Einfetten verschafft Linderung und Heilung der durch den Sonnenbrand verursachten Schmerzen. Auch kühlende Salben, die man vorrätig erhält, üben hier eine heilsame Wirkung aus.

R. P.

Die Reiseapotheke

Von Frau Dr. Alice Wenzel.

Geht man vergnügt und froh auf die Reise, so denkt man oft kaum daran, daß die frohe Stimmung unterwegs plötzlich durch irgendein Unbehagen, das sich einstellt, beeinträchtigt werden kann. Da heißt es dann, gleich die geeigneten Mittel anzuwenden, um noch im Keime dieses Unbehagen zu bekämpfen und zu verhüten, und die frohe Fahrt schneller als man gedacht ein unerwünschtes Ende findet. Darum ist es gut, für alle Fälle mit den notwendigsten Medikamenten ausgerüstet zu sein, so wie sie in den meisten Haushaltungen in der kleinen Hausapotheke vorrätig sind. Denn nicht immer trifft man unterwegs gleich eine Apotheke an und vor allem nicht immer stellt solch ein Unbehagen sich am Tage ein, wo man immerhin noch rascher Abhilfe schaffen könnte.

So richtet man sich denn vorsorglich eine kleine Reiseapotheke ein, die ein unentbehrliches Reiserequisit ist. Es kommt besonders darauf an, daß die Heilmittel möglichst gut verpackt sind und wenig Platz fortnehmen. Die Etuis für Reiseapotheken, die in jedem guten Lederwarengeschäft, auch meist in Apotheken erhältlich sind, enthalten gewöhnlich kleine Schraubenfläschchen, die man mit den gebräuchlichsten Heilmitteln füllen kann, ohne in Gefahr zu geraten, daß der Inhalt sich ungewollt entleert.

Die Auswahl der Heilmittel trifft man nach der Art der Erkrankungen, denen man unterwegs am häufigsten ausgesetzt ist. Zunächst sind es die Erkältungen, die einen breiten Platz einnehmen. Man hat irgendeinen schönen Ausflug geplant, den man des unbestimmten oder ungünstigen Wetters wegen nicht gerne aufgeben möchte, und so setzt man sich oft leichtsinnig dem Einfluß einer Witterung aus, deren Folgen sich bald in Gestalt einer tüchtigen Erkältung einstellen. Tritt die Erkältung mit Halsschmerzen auf, so empfiehlt sich das Gurgeln mit chlorsaurem Kali oder Alaun, das also als eiserner Bestand der Reiseapotheke einverleibt werden muß. Bei einem tüchtigen Schnupfen empfiehlt es sich, auf einem kleinen Wattebausch Mentholöl in die Nase einzuführen, wobei man natürlich darauf zu achten hat, daß man die Watte mit Leichtigkeit wieder entfernen kann. Hat die Erkältung rheumatische Beschwerden hervorgerufen, so ist Aspirin ein stets bewährtes Mittel oder auch das jetzt häufig verordnete Quadronal. Beide eignen sich auch als Mittel gegen Kopfschmerzen, ebenso wie die verschiedenen anderen Mittel.

Die veränderte Kost, die man auf Reisen genießt, bringt leicht Störungen in der Verdauung mit sich, so daß man auch hierfür Vorsorge tragen muß. Ein Abführmittel, z. B. Istizintabletten oder Rhabarber, ebenfalls in Tablettenform, ist daher zur Mitnahme notwendig. Will man die entgegengesetzte Wirkung erzielen, so sorge man für Opiumtropfen. Nicht nur der Darm, sondern auch der Magen spürt häufig die veränderte Kost und hier ist oft mit einer Kleinigkeit Abhilfe geschaffen. Etwas doppeltkohlensaures Natron, Hoffmannstropfen oder Baldriantropfen sind zu empfehlen.

Bei vielen Menschen stellen sich auf der Reise bei kühler Witterung und bei Wanderungen auf durchfeuchtetem Erdreich infolge kalter, nasser Füße Blasenbeschwerden ein. Darum ist es ratsam, Urotropin mitzunehmen.

Ein besonderes Kapitel ist das Wundlaufen der Füße. Als bestes Heilmittel kann man hier nach einer Fußwaschung das Einfetten der Füße, z. B. mit Vaselin, empfehlen. Danach sind die Füße mit einer Mullbinde oder mit einem sauberen Tuch zu umwickeln. Auch zum Schutz vor Sonnenbrand tut ein vorheriges Einreiben mit Vaselin geeignete Dienste.

Um etwaige kleine Verletzungen schnell zu beheben, ist die Mitnahme von Verbandsmaterial erforderlich. Hierbei kommt in Betracht ein kleines Päckchen Verbandswatte und Verbandmull, eine Mullbinde und eine Kambrikbinde. Die essigsaure Tonerde darf unter keinen Umständen vergessen werden, denn sie spielt gerade bei Verletzungen und Anschwellungen eine große Rolle, um eine Entzündung zu verhüten, oder — wo diese schon eingetreten — zum Rückgang zu bringen. Hat man sich eine Verletzung zugezogen, so mache man nach vorheriger vorsichtiger Reinigung der Wunde einen Verband mit essigsaurer Tonerde. Um das verletzte Glied ruhig zu stellen, ist eine Mitella — Armbinde — angebracht, die man sich leicht aus einer Binde herstellen kann. Hat man noch besser vorgesorgt und ein Esmarchsches Tuch bei sich, das alle möglichen Arten von Verbänden gestattet, so ist dies natürlich unter Umständen sehr nützlich, vorausgesetzt, daß man selbst oder einer der Reisebegleiter versteht, dieses Tuch richtig anzulegen.

Alle diese Mittel setzen voraus, daß sie nur als erste Hilfe angewandt werden sollen. Sobald man sieht, daß keine Besserung eintritt, ist es erforderlich, sich in ärztliche Behandlung zu begeben. Besonders sollte man eintretendes Fieber nicht leicht nehmen, denn es ist immer ein Zeichen dafür, daß irgendein krankhafter, entzündlicher Prozeß im Körper vor sich geht; das Fieber ist die Begleiterscheinung einer anderen Krankheit, manchmal schon ein Vorbote, ehe diese selbst zum Ausbruch gekommen ist. Die Mitnahme eines Fieberthermometers ist daher auch am Platze, um selbst kleine Temperaturerhöhungen, die man selbst noch kaum verspürt, feststellen zu können. Durch Einnehmen von Aspirin wird das Fieber gewöhnlich günstig beeinflußt.

Bei länger andauernder Temperaturerhöhung ist der ärztliche Rat erforderlich. Man sollte hier nicht sparen, denn es könnte kommen, daß die ganzen Kosten der Reise umsonst waren, wenn irgendeine Krankheit sich entwickelt. Groß würden dann die Selbstvorwürfe sein, wenn man sich sagen müßte, daß durch geeignete ärztliche Maßnahmen die Krankheit früher erkannt worden und somit besser bekämpft worden wäre.

Zum Schluß sei noch bemerkt, daß die meisten Heilmittel in Tablettenform in der Apotheke erhältlich sind, so daß man mit nur ganz geringer Raumaufwendung bequem alles mit sich führen kann.

Sprüche und Gleichnisse über die Frau

Der Ehestand ist wie ein Granatapfel. Solange er ganz bleibt, hat er eine schöne Krone über sich. Wird er gespalten, so ist die Krone hin. Also die Eintracht im Ehestande!

•

Des Mannes Herz wird durch das Band der Ehe groß; er atmet frei in seiner eigenen Schöpfung; neues Leben durchglüht seine Brust; er umfaßt das Ganze, von dem er ein Teil, ein überall wirkender Teil wird. — Nicht so das Weib, ihr Herz verengt sich. Liebt sie Mann und Kind, so wirkt sie für sie und sich, aber weiter reicht die Spannkraft ihres Herzens nicht. Die Vereinzelung ihres Verstandes im Hauswesen läßt keine Kraft für das Ganze mehr übrig. — Doch glücklich, wenn diese Gegenstände sie konzentrieren und der Mann in seiner Gefährtin die egoistische Gattin, die ihn liebt, weil es ihr Vorteil mit sich bringt, und die sorgsame Hausfrau, weil doch der Mensch etwas treiben muß, findet. — Wehe ihm, hat das Schicksal ein Wesen an ihn gekettet, das nichts von dem allen ist!

•

Die Spartanerinnen nahmen teil an den Kämpfen der jungen Bürger. Der Staat wollte des Mädchens herrischen Geist bilden, damit durch die Mutter der Säugling zum Helden würde. Die Regierung glaubte durch ernste Erziehung der Weiber die ganze Nation zu bilden; uns scheint sie Nebensache — Weiber sind uns untergeordnete Dienerinnen.

•

Das gute Gewissen ist eine Sara, welche nichts anders gebiert als Gelächter und Freude. Sie ist ein Garten, worin nichts wächst als Augentrost. Ein Kalender, worin nichts steht als gutes Wetter. Eine Kirche, deren Patrone Hilarion und Gaudentius sind. Eine Schildwache, die man immer anschreit: gut Freund! Ein Lämmlein, welches nichts anderes trägt als Wolle!

•

Ein schönes Weib ohne Tugend ist wie ein schönes gebundenes Buch, in dem nichts steht. Ein goldener Becher mit saurem Wein. Eine lackierte Büchse mit stinkendem Inhalt. Manche ist eine Freundin der Wasserkunst und gibt ihrem Manne „das türkische aufzusetzen“, manche tödtet die Kirche und macht ihren Mann zum Turmknopf, darauf ein Hahn steht.

Dr. Sch.

Der Wert des Bienenhonigs

Der Honig geht, ohne eines Umwandlungsprozesses zu bedürfen, und ohne jeglichen Rückstand zu hinterlassen, ins Blut über. Darum verursacht er auch nie Verdauungsbeschwerden und ist in jeder Beziehung so recht geeignet für Magenleidende und Kinder. Der menschliche Organismus bedarf einer großen Zufuhr an Zucker, da dieser ihm Wärme und Kraft verleiht. Es ist klar, daß durch jede Arbeit ein gewisser Verlust an Kraft entsteht, der ersetzt werden muß. Von den Mitteln, welche dies vermögen, steht der Honig obenan. Man begreift es gar leicht, daß die Aerzte Honig oder Trauben empfehlen, wenn es sich um eine Verbesserung der Verdauung und Erfrischung der Lebenskräfte handelt.

Da Honig als Nahrung, ein Erzeuger der Wärme des Körpers, ein Belieber der Nerven und körperlichen Kräfte, ein Unterstützer aller Tätigkeit ist, so wird man das größte Gewicht darauf legen müssen, ihn durchweg rein und unverfälscht zu erhalten. Man kaufe nur echt deutschen Honig, und zwar entweder direkt von einem Bienenwirt oder aus einer reellen Honigniederlage, welche von den Imkern und Imkergenossenschaften bereits in vielen Städten eingerichtet worden sind. Der Honig muß insbesondere frei von jeder Blütenstaub-Beimengung sein. Echter, reiner Honig verliert, nachdem er eine längere Zeit gestanden, seine Durchsichtigkeit und Dünnflüssigkeit; man sagt dann, er kristallisiert. Gefälschter Honig kristallisiert nicht. Will man bereits kristallisierten Honig wieder flüssig machen, so geschieht dies sehr leicht durch das Einsetzen des Gefäßes in Wasser, welches man dann erhitzt.

Honig enthält gerade solchen Zucker, der am schnellsten und leichtesten die Verdauung fördert. Unter diesen Umständen empfiehlt es sich, ihn mit solchen Speisen zu genießen, die weniger leicht zu verdauen sind. Die Verbindung mit Brot und Honig ist hinlänglich als gebräuchlich bekannt und stimmt dieselbe mit den Grundsätzen der Natur und des Geschmackes.

Kinder, welche rasch wachsen, und dabei matt und träge erscheinen, fühlen instinktiv, warum